

№ 34. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman von **Ludwig Habicht.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Margareth konnte dem Slavonier für sein großherziges Auftreten zu Gunsten Holmgren's ihre Anerkennung nicht versagen, und das Verhältniß zwischen ihr und dem Chevalier nahm fortan eine andere Färbung an. Während sie früher mit ziemlicher Gleichgiltigkeit seine Aufmerksamkeiten hinnahm, behandelte sie ihn jetzt mit großer Achtung und bewies ihm zu jeder Zeit, daß sie die vornehme Gesinnung, die er im entscheidenden Augenblick an den Tag gelegt, zu schätzen wisse.

Josipovic sprach noch immer vorwiegend gern von der alten Gräfin, und wie schmerzlich auch Margareth die Erinnerung an ihre Tante war, sie empfand doch zugleich ein süßes Glück darin, an die ihr so früh Entrissene erinnert zu werden und zu hören, wie sehr der Chevalier die Verstorbene gekannt und geschätzt hatte. Der schien jetzt den Lieblingsgedanken der Verstorbenen aufgenommen zu haben; er beschäftigte sich viel mit der Erbschaftsangelegenheit und verfolgte sie mit großem Interesse. „Meine selige, hochverehrte Gönnerin und Freundin hat es mir noch in den letzten Tagen vor ihrem Hinscheiden warm an's Herz gelegt, Ihnen in der Erbschaftssache treu zur Seite zu stehen und Alles zu thun, was Sie endlich in den raschen Besitz der Grafschaft bringen könne. So sehe ich es denn als theures Vermächtniß an, das ich zu erfüllen habe, wenn ich mich ein wenig um die Geschichte kümmere," sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln, um die Theilnahme zu erklären, die er für die Erbschaftsfrage an den Tag legte; er verfolgte sie mit großem Eifer und kannte ihren Stand genau.

„Wie vorauszusehen war, ist der Aufruf nach der verloren gegangenen kleinen Nanni bisher völlig erfolglos gewesen," erklärte Josipovic der Comtesse, als er sich wieder einmal bei ihr einfand, und dann, wie fast immer, diese Sache berührte. „In wenigen Tagen ist die in jenem Aufrufe festgesetzte Frist zur Meldung abgelaufen, Nanni v. Waldenbruck wird dann gerichtlich für todt erklärt werden, und hierauf steht Ihnen nichts mehr entgegen, Ihr rechtmäßiges Erbe anzutreten. O, daß meine verehrte Freundin noch diese Stunde erlebt hätte!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.


Burg Hohnstein in der sächsischen Schweiz. (S. 267)

Auf Margareth machte diese Mittheilung keinen weiteren Eindruck, trotzdem hielt sie sich verpflichtet, dem Chevalier für seine lebhafte Theilnahme ihren Dank auszusprechen.

„Ich komme soeben von Riva," fuhr Josipovic eifrig fort, „man hat mir versichert, daß Alles bereits soweit in Ordnung sei, und daß Sie nach Ablauf der Frist sofort eine Vorladung erhalten, worauf man Ihnen das Erbe Ihres Oheims nunmehr zusprechen wird. Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück dazu," und er reichte ihr mit großer Herzlichkeit die Hand hin.

„Lieber Chevalier, ich danke Ihnen nochmals," entgegnete die Comtesse und suchte hinter einem freundlichen Lächeln die Gleichgiltigkeit zu verbergen, die sie über diese Nachricht empfand, und die ihn gewiß nur kränken mußte, wenn sie dieselbe offen zur Schau legte. „Sie haben sich in der That zu allen Zeiten als theilnehmender und redlicher Freund erwiesen." Sie ergriff seine Hand und drückte sie leise.

„O, Sie beschämen mich, Comtesse," entgegnete der Chevalier mit

freudestrahlendem Antlitz. „Wenn ich es wagte, mich ein wenig um Ihre Angelegenheiten zu kümmern, geschah es nur, weil es der letzte Wunsch Ihrer seligen Tante war, den ich damit erfüllte. Ich werde nie das Wohlwollen und das mich ehrende Vertrauen vergessen, das die unvergleichliche Frau mir geschenkt hat," setzte er mit großer Wärme hinzu.

Weiter wagte der Slavonier für heute nicht zu gehen; er war dennoch sicher, endlich an sein Ziel zu gelangen.

Als ob er bereits im Besitz der Hand Margareth's und damit auch verpflichtet und berechtigt sei, ihre geschäftlichen Angelegenheiten zu leiten, fuhr Josipovic schon nach einigen Tagen wieder nach Riva hinunter, um sich auf dem Gericht zu erkundigen, wann man endlich die Comtesse für die alleinige Erbin erklären und ihr die ihr gebührenden Besitzthümer übergeben werde.

Man gab ihm jeder Zeit und in der höflichsten und freundlichsten Weise bereitwilligst Auskunft und hatte sich daran gewöhnt, den Chevalier wie einen Bevollmächtigten der Comtesse zu betrachten. Auch heute erregte Josipovic's Erscheinen nicht den Unwillen des Beamten, der diese Erbschaftsangelegenheit in Händen hatte, obwohl der Chevalier erst vor ein paar Tagen sich nach dem Stande der Sache erkundigt hatte und von Assessor Hellwirth, so hieß der Beamte, dahin bedeutet worden war, daß man nunmehr in nächster Zeit das Erbe der Comtesse Margareth Waldenbruck zusprechen werde. Das glatte, einschmeichelnde Wesen des Slavoniers hätte es ohnehin auch selbst einem weniger liebenswürdigen Beamten schwer gemacht, Josipovic schroff und kühl zurückzuweisen. Zwischen dem Assessor Hellwirth und dem Chevalier hatte sich aber im Laufe der Zeit durch diesen Verkehr ein ganz freundschaftliches Verhältniß herausgebildet, und als Josipovic heute im Gerichtszimmer mit seinem gewohnten artigen Lächeln erschien, rief ihm der Assessor sogleich zu: „Lieber Chevalier, eine überraschende Neuigkeit! Die verschollene Comtesse Nanni Waldenbruck ist gefunden!"

Wie auch der Chevalier gewohnt war, sich zu allen Zeiten zu beherrschen und bei jeder passenden Gelegenheit eine Maske zu tragen, die sein innerstes Empfinden und Denken sorgfältig verbarg, in diesem Augenblick wäre ihm diese Larve doch beinahe vom Gesicht gefallen. Er war einige Sekunden sprachlos, ließ den Kneifer von der Nase heruntersinken, ein Zeichen, daß er schärfer und besser sehen wolle, und blickte dann dem Beamten forschend in's Antlitz, um sich zu überzeugen, ob er nicht irgend einen Scherz mit ihm treibe.

Da Josipovic nicht gleich antwortete, fuhr der Assessor lebhaft fort: „Es ist so, wie ich Ihnen sage. Vor einer Stunde ist diese seltsame Anzeige bei uns eingetroffen. Die Beweise, welche der Marchese Vietri dafür vorbringt, daß seine jetzige Gattin die einst geraubte Comtesse Nanni Waldenbruck ist, lassen an der Wahrheit seiner Behauptung kaum einen Zweifel aufkommen."

„Marchese Vietri?" fragte Josipovic betroffen.

„Ja, und der Herr wird Ihnen vielleicht auch noch erinnerlich sein, denn er hat vor länger als einem Jahre in Arco einige Zeit gelebt. Ich habe ihn da ebenfalls kennen gelernt."

„Marchese Vietri!" wiederholte sich der Slavonier, und in seinem unruhigen, beweglichen Geiste begann es zu tagen. Er erinnerte sich sogleich der Stunde, in der Margareth das unaufgeklärte Verschwinden ihrer Cousine berichtet, und wie eifrig der Marchese weiter geforscht hatte, als sei ihm die Sache ganz besonders interessant. Ah, so hatte der schlaue Italiener ihn doch überlistet! Er hatte sich sogleich auf die Suche nach der rechten Erbin gemacht und sie wirklich endlich aufgespürt, während Josipovic sich damit abgequält und eine Welt in Bewegung gesetzt hatte, um Margareth für sich zu gewinnen, die jetzt nichts weiter war und blieb, als eine arme Comtesse! Er hätte vor Zorn und Erbitterung bersten mögen, aber er mußte sich bezwingen und durfte die schreckliche Enttäuschung nicht verrathen, die er soeben erlitten hatte.

„Ah, der Marchese di Vietri!" rief Josipovic aus und fuhr sich dabei über die Stirne, als müsse er sich erst auf den Mann mühsam besinnen. „Er verschwand damals so rasch wie ein durchgebrannter Kassier," setzte er mit einem gezwungenen Auflachen hinzu.

Der Assessor lachte und meinte dann: „Nicht mit Unrecht fürchtet alle Welt Ihren Sarkasmus."

„Das dürfen Sie nicht sagen, ich bin so harmlos," entgegnete Josipovic, und indem er sich wieder sein Pince-nez auf die Nase klemmte, suchte er nach Möglichkeit eine harmlose Miene anzunehmen; er hatte bereits die Herrschaft über sich selbst wiedergewonnen, und in seinem Hirn begannen neue Gedanken und Pläne zu arbeiten. „Und Sie zweifeln wirklich nicht daran, daß in der jetzigen Gemahlin des Marchese die rechte Erbin der Waldenbruck'schen Güter gefunden ist?" fragte er dann, und sein Gesicht war wieder so kühl, vornehm und ruhig, wie immer.

„Sobald sich die Angaben des Marchese als richtig erweisen, muß der Zweifel fortfallen. Wir werden ja schon sehen, lieber Chevalier."

„Wir werden ja schon sehen," murmelte dieser zähneknirschend, aber so leise, daß es der Assessor nicht mehr hören konnte. Er empfahl sich dann und fuhr in einer keineswegs beneidenswerthen Stimmung nach Arco zurück. So hatte ihn dieser Italiener doch überlistet und sich weit schlauer gezeigt, als er selbst, obwohl der Slavonier bisher geglaubt, daß es Niemand mit ihm darin aufnehmen könne. Während er Alles daran gesetzt hatte, Margareth für sich zu gewinnen, hatte es der geriebene Marchese für klüger gehalten, sich nach der richtigen Erbin umzusehen, und sie glücklich aufgespürt. Es war zum Verzweifeln, und zum ersten Male dachte Josipovic über sich selbst und seine Fähigkeit, sich das Glück zu erkämpfen, geringer. Immer mehr verlor sich der Slavonier in finsteres Brüten, plötzlich zuckte es boshaft über sein Gesicht, die Augen begannen unheimlich zu funkeln und er stieß ein kurzes, heimtückisches Lachen aus. „Pah, noch bin ich nicht überwunden, wir wollen sehen, mein lieber Marchese, wer schließlich den Kürzeren ziehen wird." Nun richtete er wieder den gesenkten Kopf in die Höhe und schaute mit der gewohnten vornehm-gleichgiltigen Miene vor sich hin.

Nachdem er aus seinem Hinbrüten erwacht war, griff er in die Brusttasche, um sich eine Cigarre anzuzünden. Dabei fiel ein Brief heraus und vor ihm in den Wagen; er bückte sich darnach, und mit jenem überlegenen Lächeln, das er so gern für Welt und Menschen hatte, sagte er vor sich hin: „Na, ich will doch sehen, was der Gute schreibt!" Es war ein Brief vom Baron Ehrenreich, der Chevalier hatte ihn schon vor seiner Fahrt nach Riva erhalten, aber ihn ruhig in die Tasche gesteckt, weil er durchaus nicht neugierig war, den Inhalt des Schreibens kennen zu lernen. „Ich weiß es ja schon auswendig," sagte er, während er den Brief jetzt zu öffnen suchte, „daß Italien ein Zauberland, von dem man sich nur schwer zu trennen vermag, wenn man es einmal kennen gelernt hat. Bleibe nur, bleibe nur, lieber Freund," murmelte er vor sich hin und stieß dabei ein kurzes sarkastisches Lachen aus. Dann überflog er den Brief und seine Augenbrauen zogen sich etwas zusammen. „Hm, er sehnt sich plötzlich, die Heimath wiederzusehen, und ich hab' ihm doch geschrieben, daß es für ihn das Beste sei, wenn er sich auch in diesem Sommer einen stillen Winkel in Italien aufsucht und erst zum nächsten Herbst zur Hochzeit seiner Schwester zurückkehrt. Was fällt ihm nur ein? Er hätte in Sorrent oder Castellamare so entzückend harmlos leben können. Was soll er hier? Ich kann ihn noch nicht brauchen!" Während ihm diese Gedanken durch den Kopf schwirrten und ihn verdrießlich machten, fuhr Josipovic im Lesen des Briefes fort. Plötzlich ballte er ihn zornig zusammen und halblaut preßte er zwischen den unmuthig zuckenden Lippen hervor: „Schon in den nächsten Tagen hat er das Glück, in meinen Armen zu ruhen. Welche Albernheit!" Und er starrte einen Augenblick finster vor sich hin.

„Welche Albernheit!" wiederholte Josipovic. Er hatte nicht ohne Absicht Ehrenreich nach Italien geschickt und so lange von der Heimath fernzuhalten gesucht, sondern weil er gefürchtet, der Freund könne ihm gefährlich werden. Hatte doch der Baron schon einmal ihn in der Gunst einer Frau ausgestochen, und nach seiner erfolgten Freisprechung umgab ihn noch der Nimbus des Märtyrerthums, wie leicht war es da nicht möglich, daß die bewegliche Comtesse für den schwergeprüften Mann vielleicht anfangs Theilnahme und später ein noch wärmeres Interesse empfand. Er wollte nicht zum zweiten Male von dem Baron aus dem Sattel gehoben werden, der auf die Frauen einen Zauber ausübte, welcher dem Chevalier ganz unerklärlich war. Deshalb hatte er den „theuren Freund" nach Italien geschickt; dieser sollte dort so lange bleiben, bis er selbst mit Margareth im Reinen und ihrer Hand völlig sicher war. Holmgren war inzwischen durch einen merkwürdigen Zufall beseitigt, und nun mußte „der Gute" gerade wieder kommen, vielleicht noch im letzten Augenblick störend und gefährlich werden!

Josipovic strich sich mit der Hand über die Stirne, als könne er alle dort aufsteigenden unangenehmen Gedanken mit einem raschen Entschluß verscheuchen. „Wir wollen endlich die Zauderpolitik aufgeben, jetzt kann ich mich ja im glänzendsten Lichte zeigen!" und er lachte dabei sarkastisch vor sich hin.

Da schimmerten schon die weißen Mauern der Waldenbruck'schen Villa aus dem dunklen Blättergrün, und anstatt zu seiner Wohnung zu fahren, befahl er dem Kutscher, hier zu halten. Mit der ihm eigenen Elastizität sprang er aus dem Wagen, und nachdem ihm die Pforte geöffnet worden war und er gehört hatte, daß die Comtesse zu Hause sei, eilte er mit raschen Schritten über den Kiesweg der Villa zu. Er ließ melden, daß er Margareth in einer wichtigen Sache sprechen müsse, und betrat in höchster Aufregung mit der Miene eines Mannes, der selbst von einem harten Schlage getroffen worden ist, das Zimmer der Comtesse.

„Ich komme soeben von Riva und habe dort eine sehr eigenthümliche, überraschende Nachricht erfahren. Ich bin noch ganz verwirrt davon," begann der Chevalier nach der ersten Begrüßung sogleich, und als Margareth, ohne eine Miene zu verziehen, ohne nur das geringste Zeichen von Neugier zu verrathen, ihn ruhig fragend ansah, fuhr er mit leiser, bewegter Stimme fort: „Ich weiß, Ihr edler reiner Sinn steht nicht nach irdischen Gütern, Sie werden sich auch glücklich fühlen, selbst wenn Ihnen ein launenhaftes Schicksal zum zweiten Male ein Besitzthum entziehen sollte, das eigentlich Ihnen von Rechtswegen gehört, wie mir meine selige Freundin, Ihre verehrte Tante, oft erklärt hat."

„Meine verschwundene Cousine ist endlich entdeckt worden?" fragte die Comtesse nun doch etwas lebhafter als gewöhnlich. Wenn auch diese Nachricht in ihr keine glänzenden Hoffnungen

vernichtete, da sie in der letzten Zeit mehr als je mit der Welt abgeschlossen hatte, so war doch immerhin diese überraschende Neuigkeit geeignet, ihr Interesse zu erregen.

„Sie haben es mit gewohntem Scharfsinn sogleich errathen," entgegnete Josipovic mit einer artigen Verbeugung. „wenigstens wurde mir heute dies auf dem Gericht in Riva gesagt, als ich mich dort nach dem Stande Ihrer Angelegenheit erkundigte. Sie ahnen wohl schwerlich, wer in dieser Sache die Hand im Spiele hat," fügte der Chevalier hinzu und seine dunklen Augen begannen unruhiger zu funkeln. Als Margareth nicht gleich weiter forschte, fuhr er mit großer Lebhaftigkeit fort: „Marchese Vietri hat die Erbin entdeckt und sie auf der Stelle geheirathet."

„Marchese Vietri?" wiederholte die Comtesse fragend, die sich nicht gleich auf den Träger dieses Namens besinnen konnte.

„Ja, Sie haben damals in seiner Gegenwart die Geschichte von Ihrer verschwundenen Cousine erzählt, oder vielmehr die Tante gebeten, dieselbe zu berichten. Ich erinnere mich jetzt auch ganz deutlich, daß er sich die besonderen Kennzeichen der kleinen Comtesse genau beschreiben ließ; es fiel mir nicht weiter auf, und nun erst weiß ich, warum er so eifrig nach allen Einzelheiten forschte. Gewiß hat der schlaue Patron schon in jener Stunde die bestimmte Absicht gehegt, die Verschwundene zu suchen und vielleicht schon eine Spur davon gehabt."

„Ah, jetzt besinne ich mich auch auf den Marchese. Seine Erscheinung, sein ganzes Auftreten hatte für mich etwas Abenteuerliches."

„Wie Recht haben Sie mit Ihrem Urtheil; Sie sehen, daß der schlaue Italiener jene arglosen Mittheilungen dazu benutzt hat, um Sie Ihres Erbes zu berauben."

„Das können Sie doch nicht sagen," entgegnete Margareth ruhig; „wenn es ihm wirklich geglückt ist, meine Cousine zu entdecken, so gehört ihr ja Alles von Rechtswegen."

„Ich bewundere Sie aufrichtig, liebe Margareth," sagte der Chevalier und wagte zum ersten Male einen so vertraulichen Ton anzuschlagen. „In der Welt gibt es wohl kaum eine zweite junge Dame, die eine solche Nachricht mit dieser philosophischen Ruhe aufnehmen würde."

„Nach diesem glänzenden Besitz habe ich niemals Verlangen getragen, und jetzt weniger denn je," antwortete die Comtesse einfach.

„Sie haben nur zu sehr Recht. Was sind alle Erdengüter gegen den Besitz eines treuen, liebenden Herzens. Als ich damals um Ihre Hand warb, konnten Sie auch denken, daß es die reiche Erbin sei, nach der ich ein heißes Verlangen trüge. Jetzt, wo ich weiß, daß Ihnen eine Grafschaft verloren gegangen ist, wiederhole ich meine Werbung: Margareth, ich liebe Sie heiß und grenzenlos; Sie wissen jetzt, daß es nicht äußere Glücksgüter sind, die mich verlocken, daß es Ihre Persönlichkeit, Ihr reicher Geist, Ihr edles, warmes Herz ist, das mich mit tausend Banden an Sie fesselt und in mir die Sehnsucht weckt, Sie auf immer zu besitzen." Der Chevalier vermißt nicht dieselbe Leidenschaftlichkeit, die er bei seinem ersten Werben gezeigt hatte; aber sein ganzes Wesen bewies heute, daß die Gefühle nicht erloschen seien, die ihn für die Comtesse beseelten, und die jetzt ruhiger und doch damit weit überzeugender zum Ausdruck kamen.

Margareth traf dies erneute Werben des Slavoniers völlig unvorbereitet, und wenn sie auch gleich entschlossen war, ihn wiederum abzuweisen, so wurde sie doch zu gleicher Zeit angenehm von seinen hierdurch hervortretenden Gesinnungen berührt. Wohl fühlte sie sich frei von Eitelkeit, aber daß dieser Mann noch einmal so dringend und inständig um ihre Hand bat, in einem Augenblick, wo er eben erfahren hatte, daß ihr die erhoffte Erbschaft auf immer verloren war, das weckte in ihr ein gewisses Selbstgefühl. So gab es doch noch Männer, die sie selbst besitzen wollten, denen ihre Persönlichkeit ein solches Interesse eingeflößt hatte, daß sie nach einem großen Vermögen nicht fragten, ja gern auf dasselbe verzichteten. Gerade von dem Chevalier würde sie ein so tiefes, reines Empfinden nicht erwartet haben; sie war überzeugt gewesen, daß er damals nur um die reiche Erbin so heiß und leidenschaftlich geworben habe, und nun mußte sie sich gestehen, daß sie ihm Unrecht gethan hatte, und Josipovic größer, uneigennütziger dachte, als sie es für möglich gehalten hätte. Einem solchen Manne auch heute wieder mit einem entschiedenen Nein zu antworten, vermochte sie nicht sogleich. Sie liebte Josipovic nicht; sie konnte ihn niemals lieben, ihr Herz gehörte noch immer ihrem früheren Verlobten, wenn sie Beide auch das Schicksal getrennt hatte und das Leben vielleicht niemals wieder zusammenführte; aber diese unerschütterliche Zuneigung des Chevaliers hatte doch etwas Rührendes. Es wäre ihr hart und grausam erschienen, ihm auch heute wieder ohne Weiteres jede Hoffnung abzuschneiden, und so sagte sie zögernd: „Noch ist mein Herz nicht völlig zur Ruhe gekommen, lassen Sie mir Zeit."

„O Margareth, Sie weisen mich nicht völlig zurück, Sie lassen mich hoffen? O, dann ist Alles gut! Sie machen mich überglücklich!" Jubelnd und wie im Rausch preßte Josipovic ihre Hand an seine Lippen und dann eilte er wie ein vor Seligkeit Trunkener rasch hinaus.

Schon nach wenigen Tagen traf Marchese Vietri mit seiner Gemahlin in Riva ein, und es gelang ihm, dem Gerichte nunmehr ganz überzeugend nachzuweisen, daß seine Gattin die damals verschwundene kleine Comtesse Nanni Waldenbruck sei. Nicht nur die außerordentliche Aehnlichkeit mit der verstorbenen Baronin, die beim Vergleichen der beiden Photographien noch mehr hervortrat, weil hier die Verschiedenheit der Haarfarbe verschwand, und die Narbe an der Stirn sprachen für die Identität der jetzigen Marchesa mit der verloren Geglaubten, sondern ihr Gatte konnte noch andere Beweise vorbringen. Die Alte, welche sich bisher für die Mutter Etelka's ausgegeben hatte, war von dem schlauen Italiener so lange in die Enge getrieben worden, bis sie eingestand, daß ihr Schwager und ihre Schwester, herumziehende „Künstler", damals das Kind des Grafen Waldenbruck entführt hätten, um es für ihr Gewerbe auszubilden und zu benutzen. Sie selbst wollte sich freilich bei der Sache nicht betheiligt und sich nur der Kleinen, deren Herkunft und Heimath ihr unbekannt gewesen, angenommen haben, als bald darauf ihr Schwager und ihre Schwester fast zu gleicher Zeit gestorben seien. Alles stimmte bis in die kleinsten Einzelheiten überein, und zum Ueberfluß wies die Alte auch noch ein kleines goldenes Kettchen vor, das Nanni damals getragen hatte und in dessen Mitte sich ein goldenes Herz befand mit der eingravirten Inschrift: „Nanni v. Waldenbruck." Die Alte beschwor diese Angaben, und damit mußten vollends die letzten Zweifel an der Echtheit der plötzlich aufgetauchten Erbin schwinden; Margareth aber, welche bei dieser Angelegenheit am meisten betheiligt war und am ehesten hätte Widerspruch erheben können, war die Erste, die Etelka freudig und bereitwilligst anerkannte.

19.

Wenn auch die jetzige Marchesa Vietri die ehemalige Kunstreiterin nicht verleugnen konnte und den kecken Uebermuth, die ungezwungenen Umgangsformen beibehielt, die sie sich durch ihre bewegte lustige Vergangenheit erworben hatte, so war ihr doch ein feineres Empfinden im Inneren nicht ganz verloren gegangen. Als sie am Arme ihres Gatten zum ersten Male Derjenigen einen Besuch abstattete, der sie jetzt durch ihr plötzliches Auftauchen eine Grafschaft aus den Händen reißen sollte, fühlte sie sich seltsam bedrückt und wurde von dem herzlichen Entgegenkommen der Comtesse um so angenehmer überrascht. Kaum war Margareth Nanni's ansichtig geworden, da eilte sie auf sie zu und schloß sie mit den Worten in ihre Arme: „Ja, Du bist meine Cousine! Ich brauche nicht erst Dein besonderes Kennzeichen zu sehen, die außerordentliche Aehnlichkeit mit Deiner verstorbenen Schwester würde mir schon sagen, daß Du Nanni Waldenbruck sein mußt."

„Das ist wirklich lieb und liebenswürdig von Dir," sagte die Marchesa erleichterten Herzens, „ich hätte nicht geglaubt, daß gerade Du mich ohne Weiteres anerkennen würdest!"

Zwischen den beiden Frauen entspann sich bald, wie verschiedenartig sie auch in ihren Charakteren, in ihren Lebensansichten und Gewohnheiten waren, ein ganz herzliches Verhältniß. Wohl fehlte der ehemaligen Kunstreiterin alle Geistesbildung, sie war beinahe völlig wild aufgewachsen und etwas Zigeunerhaftes brach fast überall bei ihr hervor, obwohl ihr die Umgangsformen der großen Welt geläufig waren, denen sie freilich gern absichtlich ein Schnippchen schlug. Trotz dieses tollen, übermüthigen Zuges aber, den ihre bewegte stürmische Vergangenheit noch mehr gesteigert hatte, besaß sie das wärmste Herz, einen natürlichen Verstand und ein angeborenes Taktgefühl, und diese Eigenschaften gaben ihr einen Reiz, der mit all' ihrer Tollheit, ihrem Uebermuth immer wieder versöhnte. Wenn es ihr aber auch gefiel, sich gegen alle Welt so zwanglos wie möglich zu benehmen, gegen ihre Cousine zeigte sie sich stets besonders artig und liebenswürdig, als fühle sie die Pflicht, dadurch ein wenig den Raub gut zu machen, den ihr plötzliches Auftauchen an ihr begangen hatte.

Marchese Vietri war klug genug, den traulichen Verkehr der beiden Frauen nicht zu stören; im Gegentheil zeigte er sich eifrig bemüht, das Band noch fester zu ziehen, er erschöpfte sich in allerhand kleinen Aufmerksamkeiten gegen Margareth, und es verging kaum ein Tag, wo man sich nicht sah. (Fortsetzung folgt.)

Burg Hohnstein.

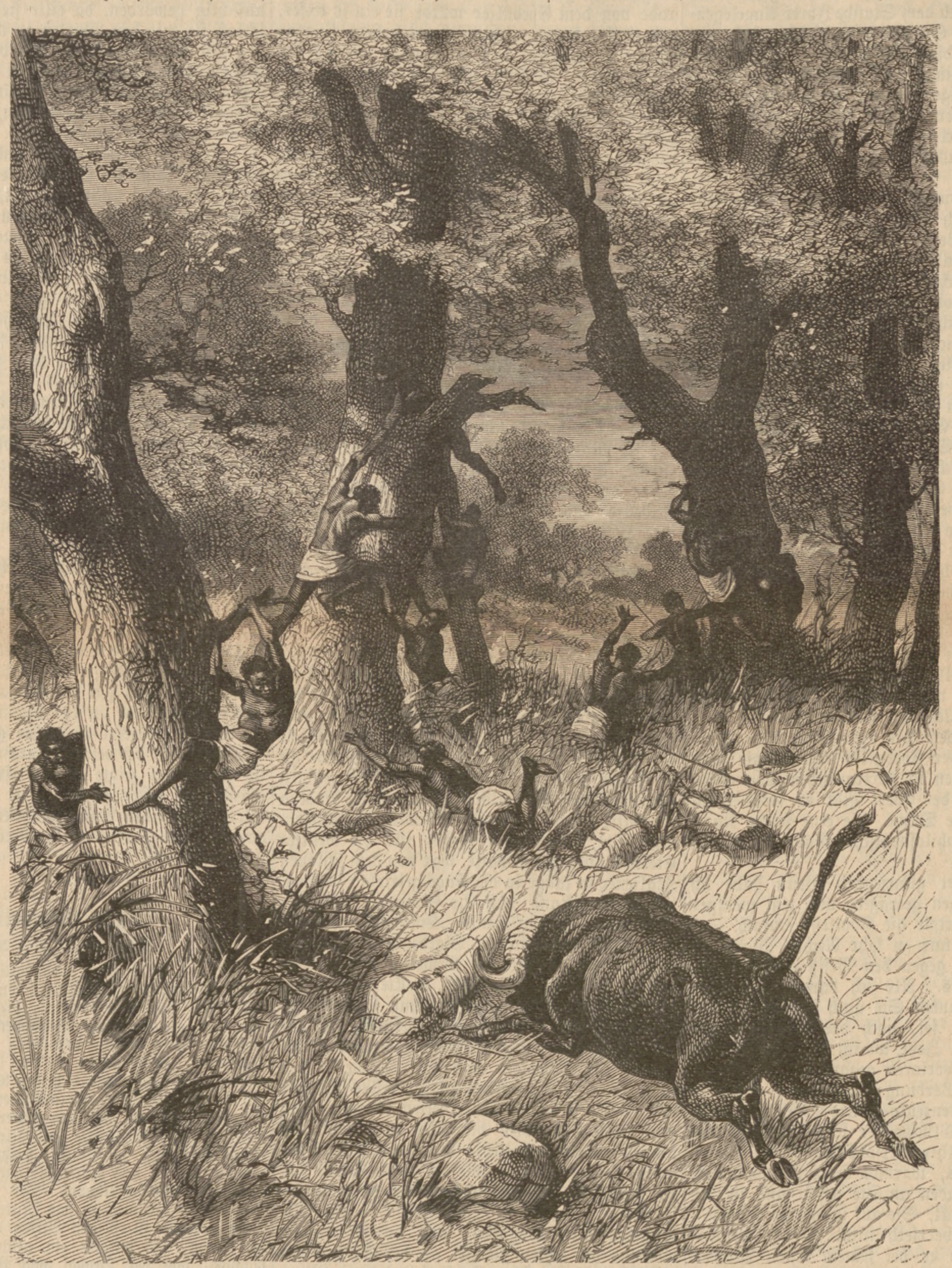
(Mit Bild auf Seite 265.)

In der durch ihre landschaftlichen Schönheiten mit Recht berühmten sächsischen Schweiz liegt, 13 Kilometer von Schandau entfernt, die Burg Hohnstein mit dem gleichnamigen Städtchen. Von letzterem aus ist unsere Ansicht der Burg auf S. 265 aufgenommen, welche genau die drei Theile des mittelalterlichen Schlosses unterscheiden läßt: den vorderen mit dem Ausfallthor, den mittleren mit dem dicken, viereckigen Thurm, und den hintersten und neuesten mit der 1860 an Stelle des ältesten, 1620 durch einen Blitzstrahl in Brand gesetzten Schloßtheiles erbauten Kirche und dem rechts daneben aufragenden achteckigen Aussichtsthurm. Der Ursprung Hohnsteins reicht bis weit in das Mittelalter zurück; die Veste gehörte zuerst den Birken oder Borken von der Duba, die daraus ein gefürchtetes Raubnest machten, das der Bischof von Meißen 1444 nach langen Kämpfen eroberte. Nach dem Tode des Letzten der Duba kam Hohnstein dann gegen Ende des 15. Jahrhunderts an Herzog Albrecht von Sachsen, der es seinem Marschall v. Schleinitz schenkte. Dessen Sohn wieder überließ das Schloß der Familie Schönburg, und 1543 endlich fiel es an Herzog Moritz von Sachsen, seit welcher Zeit es beständig dem sächsischen Hause angehört hat. Gleich dem Königstein war auch Hohnstein eine Zeit lang ein gefürchtetes Staatsgefängniß; jetzt werden die noch wohl erhaltenen Baulichkeiten als Korrektionsanstalt für Männer benutzt. Von der Zinne des Aussichtsthurmes hat man eine sehr schöne Rundsicht.

Eine Reise-Episode aus Inner-Afrika.

(Mit Abbildung.)

In Ostafrika, wohin die jüngsten Ereignisse die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt haben, steht das Reisen noch auf der untersten Stufe der Entwickelung, indem man zum Fortkommen einzig und allein auf seine Beine und für das mitzuführende Gepäck auf die kräftigen Nacken der Eingeborenen angewiesen ist. Dazu kommt nun noch die Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit der Träger, die Habsucht der Stämme, durch deren Gebiet man zieht und denen man stets Tribut zahlen muß, der Mangel an gangbaren Wegen, das Fieber und andere den Weißen bedrohende Krankheiten, um die Expeditionen in jenem Theile Afrika's außerordentlich schwierig und gefährlich zu machen. Oft kommen nun noch ganz unberechenbare Zwischenfälle hinzu, wie die auf unserer Abbildung dargestellte Reise-Episode, welche dem berühmten englischen Afrikareisenden Cameron in Ostafrika begegnete. Der Zug ging gerade durch einen lichten Wald, als plötzlich ein wilder Büffel mit gesenkten Hörnern auf die Karawane zuraste. Im Nu war diese auseinander gesprengt. Die Neger warfen Waaren, Instrumente, Flinten, ja selbst den erkrankten Reisenden, der sich ebenfalls seit einigen Tagen hatte tragen lassen müssen, ohne Weiteres zu Boden und suchten sich in höchster Geschwindigkeit auf die nächsten Bäume zu retten. Glücklicher Weise bemerkte der Büffel Cameron nicht, sondern stürmte etwa zwanzig Schritte weit an ihm vorbei, sonst hätte wohl hier die Laufbahn des muthigen Reisenden ein vorzeitiges Ende genommen.



Angriff eines Büffels auf die Karawane eines Afrikareisenden.

Die drei Medicinmänner.

Erzählung aus dem Leben eines alten Trappers.

Von J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Ich heiße Robinson Hunt. Vor reichlich zwanzig Jahren, als ich ein angehender Vierziger war, hatte ich einen guten Freund von etwa gleichem Alter, der hieß Dan, obgleich er nicht Daniel getauft war, sondern er wurde so genannt, weil er ein Däne war, oder doch ein halber, denn er war in Grönland geboren und stammte von dänischen Eltern. Er war ein stiller Mann und in seinen jüngeren Jahren Diener auf verschiedenen Missionen bei den Chippeways und anderen Indianerstämmen gewesen. So war er dazu gekommen, mehrere Indianersprachen zu erlernen, die ihm recht geläufig wurden. Darunter war glücklicher Weise auch die Sprache der Sioux.

Wir zogen eines Tages aus auf die Biberjagd nach dem Lac-qui-parle (sprechender See), welches hübsche Gewässer französische, d. h. canadische Voyageurs und Pelzjäger so genannt, weil es daselbst an einer hohen Felswölbung, die aus dem See jäh aufsteigt, ein höchst wundersames Echo gibt. In zwei großen Kanoes fuhren wir den St. Petersfluß hinauf und dann einen kleinen Nebenstrom entlang nach unserem Jagdrevier.

Dort erbauten wir Hütten und richteten uns für längeren Aufenthalt häuslich ein. Es war während einiger Monate ein herrliches Leben dort in der Einsamkeit. Die Jagd war äußerst ergiebig. In unseren Fallen fingen wir viele Biber; außerdem erlegten wir Ottern und Füchse von der Art, deren Felle so hohen Werth haben.

Unser froher Muth stieg deshalb von Tag zu Tag. Leider sollte diese heitere Stimmung sich bald in das schrecklichste Gegentheil verwandeln.

Eines Morgens kam Einer von uns, der auf einen hohen Uferhügel gestiegen war, um in der Gegend Umschau zu halten, mit der Schreckensbotschaft zurück: „Die Indianer kommen!“

Und da kamen sie heran auf dem Kriegspfade, bemalt und abscheulich anzuschauen. Es war eine Bande von etwa zweihundert Sioux, die ein infernalisches Kriegsgeheul erschallen ließ, dessen schauerliches Echo weithin über den See hallte.

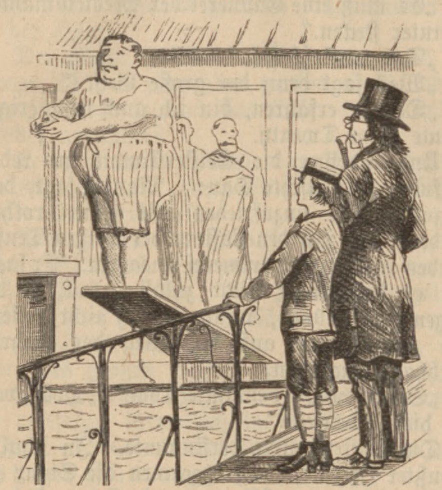
Sie hatten zwei Häuptlinge bei sich und zwei ältliche Medicinmänner oder Zauberer, die in ihrer phantastischen Mummerei von allerlei Lappenputz noch unheimlicher und teuflischer aussahen als die Anderen. Wir waren nur zu Zehn und also einer so bedeutenden Uebermacht gegenüber verloren. Das sahen wir auch wohl ein. Aber wir hatten gute Waffen und beschlossen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Das Gefecht dauerte bis zum Nachmittag. Die Rothhäute wandten alle ihre indianischen Listen und Tücken an, denen wir Trapper eine Zeit lang mit Erfolg zu begegnen verstanden.

Humoristisches.

Aus heißen Tagen.

Von **H. Imlauer.**



Erzieher: Sehen Sie, junger Freund, es ist schon ein Genuß, so einen kräftig gebauten Mann vom Sprungbrett in's Bad springen zu sehen! Das erfreut das Herz! Eins — zwei —



und drei! — — — — —



Zu Hilfe! Zu Hilfe! wir gehen unter! Aber Kutscher, wo fahren's denn hin?

— Ja, gnädiger Herr, ich hau ihn ja, den Racker, aber bei der Hitz' geht er lieber in den Bach, er will halt a bissel Wasser!



Maxi auf der Landparthie: Papa und Mama schlafen, — da klettere ich auf den Baum. Auweh i fall! Mama, Deine Nase! — Aber ich kann nichts dafür.





Puh! aber diese Temperatur! — Kellner, nur schnell ein Viertel Tischwein mit „Spritzer".



Wir ruderten entzückt unter den Bäumen am Ufer des See's entlang! Es war ein wahrer Genuß — —



Ich bin ein routinirter Tourist und weiß mir überall zu helfen. Treffe ich im Gebirge einen vereinsamten Brunnen mit einer Tränke, sofort wird ausgezogen und drinnen gebadet. Das sind dann erquickende Momente!



A.: Man muß nur staunen, daß man bei dieser Hitze im Theater spielt; und der Schauspieler, Herr Brüllski, hat trotzdem durch fünf Akte den Franz Moor herunter gearbeitet.

B.: Bei **dem** kommt die Hitze nicht in Betracht, denn **der** findet stets eine sehr **kühle** Aufnahme. —

Warum, lieber Baron, ritten Sie unlängst an den Baum an?

— Eh—eh— es war mir nur um etwas **Schatten** zu thun, liebe Gnädige, denn die Hitze war unerträglich! — Ich stieg deshalb sogar ab, da mir mein Pferd leid that. —

Doch auf die Dauer nützten uns weder Schlauheit noch Tapferkeit. Wohl tödteten und verwundeten wir mehr als zwanzig Indianer, aber auch sieben von den Unsrigen fielen im Kampfe, und die Leichen wurden vor unseren Augen skalpirt. Zuletzt blieben nur Dan, ich und einer Namens Tom Twenty übrig. Wir waren erschöpft, zum Tode matt und unsere Munition verschossen.

Da stürzten wir uns in den dicksten feindlichen Haufen, um zu sterben und wo möglich noch einen Sioux mit auf die letzte Reise zu nehmen. Allein man überwältigte uns mit den Lassos und nahm uns gefangen. Die Indianer erhoben ein furchtbares Triumphgeheul, das uns durch Mark und Bein drang, und welches das Echo des Lac-qui-parle vielfach widerhallte.

Darüber konnten wir uns nicht täuschen: wir befanden uns in der denkbar schlimmsten Lage, in die Menschen überhaupt gerathen können, in der Gewalt der erbarmungslosesten und grausamsten Feinde. Ja, wir beneideten unsere todten und skalpirten Kameraden; wir haderten mit dem Geschick, das uns nicht im Kampfe hatte sterben lassen, sondern uns aufgespart zu haben schien für ein weit schrecklicheres Ende.

Unser gesammtes Eigenthum fiel in die räuberischen Hände der Sieger, die Waffen, die sonstige Ausrüstung und die Jagdbeute von schönen Fellen. Doch am meisten freuten die rothen Schufte sich über ein volles Fäßchen Rum, welches wir bis dahin sorglich aufbewahrt hatten.

Die Häuptlinge, die Medicinmänner und die angesehensten Krieger hielten nun eine längere Berathung, und zwar nach ihrer indianischen Weise nicht ohne eine gewisse feierliche Würde.

Da wir armen Gefangenen dicht dabei auf dem Erdboden lagen, Arme und Beine gefesselt mit Riemen aus frischer Büffelhaut und mit den Füßen an in den Rasen gestoßene Holzpflöcke gebunden, so konnten wir diese Berathungen deutlich hören. Und weil Dan die Indianersprache gut verstand, so war er in der Lage, uns den Inhalt der Verhandlungen zu verdolmetschen.

Einige tapfere rothe Krieger machten den Vorschlag, uns sogleich am Lac-qui-parle lebendig zu skalpiren und den Qualentod am Marterpfahl erleiden zu lassen. Andere aber sprachen dagegen und meinten, da sie doch auf dem Heimwege wären, so würde es richtiger sein, uns mitzunehmen nach dem Siouxdorf im Westen an der großen Biegung des Missouri, um uns mit mehr Feierlichkeit und Festgepränge allda den Garaus zu machen. Diese letztere Ansicht drang durch. Die Greise, die Squaws, die Papooses (Kinder) daheim sollten auch das Vergnügen haben, sich an unseren Qualen zu ergötzen.

Mehr aber noch als über unser Schicksal ereiferten sich die Schufte über eine andere Angelegenheit. Nicht etwa über die Vertheilung der Beute an Waffen, Fellen und sonstigen guten Sachen. Darüber schienen sie sich leicht zu einigen. Das verhängnißvolle Fäßchen Feuerwasser war es, welches sie hauptsächlich beschäftigte und die längsten Reden veranlaßte.

Viele wollten sogleich an Ort und Stelle ein großes Zechgelage veranstalten. Jedoch die Medicinmänner hatten einen anderen Plan, und ihr Ansehen war so groß, daß sie ihren Willen schließlich durchsetzten.

Um was es sich da eigentlich handelte, konnte Dan zunächst nicht völlig enträthseln. Anscheinend hegte man die nicht ungegründete Befürchtung, daß bei der allgemeinen Vertheilung des Rums auf jeden Einzelnen ein gar zu geringes Quantum kommen würde.

„Ich glaube, die Medicinmänner führen eine richtige Gaunerei im Schilde, um die anderen Rothhäute um den Antheil an dem Feuerwasser zu betrügen," raunte Dan uns zu.

„Hm," meinte Tom Twenty, „darin liegt für uns nichts Tröstliches. Wir werden doch keinen Tropfen davon bekommen. Hätten wir vernünftiger Weise bei guter Zeit den Rum selbst getrunken, so brauchten wir uns jetzt nicht darüber zu ärgern."

Ich mußte ihm Recht geben. Aber wie ganz anders hätten wir geurtheilt, wenn wir gewußt, daß wir die Rettung unseres Lebens dem Fäßchen „Feuerwasser" verdanken sollten!

Die Sioux bestatteten sodann auf indianische Weise ihre Todten. Die skalpirten Leichen unserer Kameraden dagegen ließen sie liegen, den wilden Thieren zur Beute.

Am folgenden Morgen zogen die Sioux weiter nach südwestlicher Richtung. Sie waren zum Theil trefflich beritten und hatten außerdem Lastpferde zur Verfügung. Darauf wurde die gesammte Siegesbeute verladen. Die alten Medicinmänner nahmen das Rumfäßchen unter ihre spezielle Obhut. Wir armen Gefangenen mußten zu Fuße marschiren mit gefesselten Händen. Jeden Abend, wenn gelagert wurde, band man uns wieder die Füße zusammen mit Büffelhautriemen, die man an Pflöcke befestigte. Es ist nicht mit Worten zu sagen, was wir während des entsetzlichen Marsches zu erdulden hatten.

Nach vier Tagen erreichten wir den Red-pipestone-Crek, den geheiligten neutralen Grund der Indianer, und stiegen nieder in eine Schlucht zwischen den hohen Bluffs, wo Grotten und Höhlungen in die Böschungen hinein gearbeitet waren, in welchen man die Adern des rothen Pfeifensteins gesucht hatte.

Offenbar nach vorheriger Abmachung erwartete an diesem Zusammenkunftsort ein anderer Indianertrupp die Bande, in deren Gewalt wir uns befanden. Dieser Trupp bestand aus etwa dreißig Kriegern unter einem Häuptling und wurde auch begleitet von einem Medicinmann, der ein würdiges Seitenstück war zu den beiden Anderen, die wir schon kannten. Die drei Zauberer begrüßten sich mit wunderlicher Grandezza und machten seltsamen Hokuspokus.

Das Lager in der Schlucht befand sich vor dem Eingang zu einer der erwähnten Grotten. Es wurden mächtige Feuer angezündet und das Fleisch zweier Büffel gebraten, welche der kleinere Indianertrupp erlegt hatte.

Es war Abend, der Vollmond stieg glanzvoll am Himmel auf und beleuchtete bleich und gespenstig die Prairien. Und besonders gespensterhaft sahen die drei Medicinmänner aus, welche noch immer ihr seltsames Wesen trieben und angelegentlich wichtige Geheimnisse mit einander auszutauschen schienen, die kein Profaner hören durfte.

Die Sioux schickten sich nun an zum Festschmaus und Zechgelage. Wir Gefangenen lagen abseits und bekamen nichts als etliche Knochen und Fleischfetzen, die man uns zuwarf, nicht aus Barmherzigkeit, sondern um unser Elend hinzuhalten bis zur Ankunft am Marterpfahl.

Das erbeutete Rumfäßchen wurde im Triumph herbeigetragen und ein Häuptling begann daran herumzuhantiren, um den Spund herauszuschlagen. Es war ein feierlicher Moment. Tiefe Stille herrschte ringsum in der Natur und im Indianerlager. Alle Rothhäute schauten voll Begier das Fäßchen an und schienen förmlich nach dem Feuerwasser zu lechzen, wie der durstige Büffel nach frischem Wasser.

Noch war der Spund nicht aus dem Faß, da erscholl zu aller Staunen und Entsetzen eine dumpfe unheimliche Stimme aus der nahen Grotte. Und doch befand sich kein Mensch in der Höhle. Es war aber auch keine Menschenstimme, sondern eine Geisterstimme, welche die Indianer zu vernehmen glaubten.

Ich konnte von dem indianischen Kauderwelsch nur das Wort „Manitu" verstehen. Aber Dan verstand die geheimnißvolle Stimme und brummte leise mit sonderbarem Lächeln: „Es ist Manitu selbst, der große Geist, der zu den tapferen Kriegern spricht und zwar voller Zorn."

„Es muß eine Gaunerei der Medicinmänner dahinter stecken."

„Das versteht sich."

„Was sagt denn der große Geist?"

„Das zu erfahren, bin ich auch neugierig," meinte Tom Twenty.

Und indessen die Geisterstimme zu reden fortfuhr, dolmetschte Dan: „Manitu sagt, daß er zornig ist, unzufrieden mit seinen rothen Kindern, die sich den Lastern der weißen Teufel ergeben und in Schlemmerei ausarten. Er sagt, daß er die Sioux nicht zulassen will in die seligen Jagdgründe, wenn sie sich nicht bessern und zurückkehren auf den Weg der wahren Rothhaut-Tugenden."

„Sehr schön," brummte Tom. „Doch was soll dies bedeuten?"

Die Geisterstimme verstummte. In schuldbewußter Zerknirschung begannen die Sioux zu heulen und zu wehklagen und sich auf dem Erdboden zu winden, gleichsam als wären sie ganz niedergeschmettert von dem Zorne des großen Geistes. Dieser Tumult dauerte etwa zehn Minuten. Dann geboten die Medicinmänner Ruhe und sprangen auf dem Rasen umher wie Besessene, bis ihr Befehl von Jedermann respektirt wurde.

Der älteste Zauberer erhob seine Stimme und sagte mit der Zuversicht eines inspirirten Propheten, daß es unabweislich nothwendig sei, den zornigen großen Geist durch ein reichliches Opfer zu versöhnen. Die Häuptlinge stimmten zu und die anderen Indianer murmelten Beifall. Aber was sollte man opfern? Jedenfalls das Beste und Werthvollste, was man hatte.

Die drei Medicinmänner steckten die Köpfe zusammen und hielten einen weisen Rath, infolge dessen der Aelteste erklärte, man solle zunächst die erbeuteten Fell-Ballen in die Grotte tragen und darin niederlegen. Vielleicht würde Manitu mit diesem Opfer zufrieden sein.

„O, die Spitzbuben!" brummte Tom Twenty, nachdem er Dan's Erläuterung gehört. „Jedenfalls wollen die drei alten Gauner die anderen Rothhäute um die werthvolle Kriegsbeute prellen."

„Nein, das glaube ich nicht!" meinte Dan mit nachdenklicher Miene. „Dies ist ein Umweg, den sie machen, um keinen Argwohn zu erregen; sie steuern, davon bin ich überzeugt, nach einem ganz andern Ziele."

Es entstand ein augenblickliches Zögern bei den Sioux, Keiner schien den Muth zu haben, in die Geisterhöhle zu dringen. Kühn schritten aber die Medicinmänner voran mit Feuerbränden in den Händen, indem sie Zauberformeln murmelten, und etwa fünfzig junge kräftige Indianer folgten ihnen und schleppten die Ballen rasch in die Grotte.

Als sie wieder Alle im Freien waren, fragte der älteste Medicinmann, nachdem er unter seltsamen Grimassen eine Beschwörung gemurmelt, den zürnenden großen Geist, ob er nun durch das angebotene Opfer zufriedengestellt sei?

Nach einer kleinen Pause erscholl aus der menschenleeren Grotte abermals die unheimliche Geisterstimme. Manitu erklärte, daß sein Zorn noch nicht erloschen sei.

Ein erneuetes Wehgeheul der Sioux hallte klagend durch die Schlucht. Der älteste Medicinmann geberdete sich wie ein Rasender und gebot, daß man nun auch die Gefangenen und das Rumfäßchen in die Grotte tragen solle.

Uns selbst traf diese Entscheidung wie ein Blitz aus schwarzer Gewitterwolke.

„Jetzt werden wir ohne Gnade skalpirt und abgeschlachtet,“ stöhnte Tom Twenty.

Doch es geschah uns vorläufig kein Leides. Wir wurden in die Grotte geschleppt und bei den Biberfellen niedergelegt. Was draußen geschah, konnten wir noch hören, doch nichts mehr sehen, denn es herrschte dichte Finsterniß in der Höhle.

Der älteste Zauberer richtete abermals die Frage an den zürnenden großen Geist, ob er nun zufrieden sei und das Opfer seiner rothen Kinder annehme?

Keine Antwort erfolgte darauf; wenigstens hörten wir keine Geisterstimme. Die Sache blieb also zweifelhaft.

Jetzt geboten die Medicinmänner, daß die Sioux sich von dem geheiligten Orte zurückziehen sollten. Sie, die Zauberer nämlich, wollten drei Tage und Nächte allein in oder bei der Höhle bleiben, um zu versuchen, den Zorn des großen Geistes zu beschwichtigen.

Die Indianer gehorchten ohne Widerrede; sie verließen sämmtlich die Schlucht, in der Absicht, oben auf den Bluffs zu lagern und dort ihre Feuer anzuzünden.

„Nun werden wir sogleich etwas Komisches sehen,“ sagte Dan leise zu uns.

„Wie können wir sehen in solcher Finsterniß?“ fragte ich.

„O, die Spitzbuben werden voraussichtlich für Erleuchtung sorgen und sich vor unseren Augen als gemeine Trunkenbolde entpuppen. All' diesen sonderbaren Hokuspokus haben sie nur angestellt, um sich des Feuerwassers zu bemächtigen und sich daran toll und voll zu trinken.“

„Und die Uebrigen sollen das Nachsehen haben?“

„Die tapferen Krieger werden keinen Tropfen von dem heiß ersehnten Getränk bekommen.“

„Aber die geheimnißvolle Geisterstimme?“

„Darin steckt die Hauptschwindelei. Als ich noch auf der Mission im Lande der Chippeways war, befand sich bei den Indianern dort auch ein alter Medicinmann, der den Bestrebungen der Mission erfolgreich entgegenwirkte, und zwar durch geheimnißvolle Geisterstimmen, wodurch er die unwissenden, abergläubischen Rothhäute erschreckte und beherrschte, so daß sie seinem Willen stets unterthan waren.“

„Ich glaube, jetzt den Zusammenhang zu verstehen. Er war ein Bauchredner, und das ist der alte Gauner von Sioux-Zauberer ohne Zweifel auch.“

„Ja. Und da wir nun die Spitzbüberei durchschauen, könnten wir vielleicht für uns dabei einen Vortheil herausschlagen.“

„Gewiß! Wir wollen die Gelegenheit benutzen, und zu entwischen suchen. Ich kann, mit vieler Mühe freilich, die Handgelenke bis zum Munde bringen und habe scharfe Zähne wie eine Feile. So werde ich den Büffelhautriemen zu zerbeißen suchen.“

Er begann an den Riemen zu nagen, und in der That schon nach kurzer Zeit hatte er seine Hände frei, worauf er auch uns von den Fesseln befreite, uns aber ermahnte, vorläufig ruhig liegen zu bleiben.

Wir harrten mit klopfendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten.

Nach geraumer Zeit erschienen die drei Medicinmänner in der Grotte. Einer zündete ein primitives Licht an, bestehend aus einem Klumpen von dem Wachs wilder Bienen, durch welchen ein Zeugstreifen als Docht gezogen war. Nur ein kleiner Theil des unterirdischen Raumes wurde dadurch nothdürftig erhellt. Der zweite Zauberer hatte einige Stücke Fleisch und sonstige Lebensmittel mitgebracht.

Der Aelteste beschäftigte sich mit dem Rumfäßchen und stieß geschickt den Spund heraus, mit welchem sich schon vorhin ein Häuptling abgemüht hatte. Er füllte ein Büffelhorn, welches als Trinkbecher diente, und schlürfte in langen Zügen mit wilder Gier und innigstem Behagen den feurigen Trank, für ihn wahrscheinlich das köstlichste Labsal, wonach er sich lange gesehnt. Dann verhalfen seine Kollegen sich auch zu einem guten Trunk und sie geriethen schnell in einen Zustand großer Heiterkeit. Sie sprachen ganz offen über den Schelmenstreich, welchen sie ihren vertrauensseligen Landsleuten gespielt, wobei sie sich ausschütten wollten vor Lachen.

Da wir die alten rothhäutigen Zechbrüder in so guter Laune sahen, glaubte Dan, es sei nun die rechte Zeit, ein vernünftiges Wort mit ihnen zu reden. Und er sagte ihnen in der Indianersprache, daß er ihre Schliche durchschaut habe, sie aber nicht verrathen würde, wenn sie uns zur Freiheit verhelfen wollten.

Wohl wurden die Medicinmänner durch diesen Zwischenfall auf's Aeußerste überrascht, aber leider schien Dan's Erklärung durchaus keinen günstigen Eindruck auf sie zu machen. Der Aelteste murmelte etwas Unverständliches, jedenfalls für uns nichts Schmeichelhaftes. Dann zischelten die Drei zusammen.

„Achtung!“ flüsterte ich den Gefährten zu. „Seid hurtig, wenn es gilt. Jetzt wollen sie uns an's Leben.“

Daß wir uns von den Fesseln befreit hatten, wußten die alten Schurken nicht; sie hielten uns noch für gefesselt und gänzlich wehrlos.

Beim Scheine des trüben Lichtes sahen wir die Skalpirmesser blinken, mit welchen die mordlustigen Unholde nun auf uns zutaumelten. Aber wir waren sorgsam auf unserer Hut. Im richtigen Augenblicke hatte Jeder von uns seinen Mann bei der Gurgel.

Das schreckliche Ringen dauerte nur zwei Minuten. Dann war's gethan. Die drei alten betrunkenen Schufte lagen leblos zu unseren Füßen.

„Unsere skalpirten Kameraden sind gerächt,“ sagte ich.

„Ja, aber wir sind noch nicht gerettet,“ meinte Tom Twenty. „Was sollen wir jetzt beginnen?“

„Wir müssen es versuchen, durch die indianischen Wachen zu schleichen, auf jede Gefahr hin. Hier in der Höhle können wir nicht bleiben.“

„Man wird uns nachsetzen; die Sioux haben Pferde, sind gute Reiter und werden uns bald einholen, selbst wenn es uns gelingt, von hier fortzuschleichen.“

„Ein Umstand kommt uns zu Gunsten. Die Medicinmänner haben ja den Indianern das Betreten der geheiligten Grotte vor Ablauf von drei Tagen und drei Nächten untersagt.“

„Ihre List kommt uns jetzt zu gute. Die einfältigen Rothhäute werden in ihrer Furcht vor dem Zorne Manitu's zweifellos das Gebot der Zauberer respektiren. Da können wir also einen gewaltigen Vorsprung gewinnen.“

„Weil wir selbst fast von Kleidung entblößt sind, so schlage ich vor, daß wir uns in die phantastische Mummerei der todten Zauberer hüllen und uns so maskirt durch die Wachen schleichen,“ sagte ich.

„Das ist eine gute Idee!“ rief Dan. „In der That, die Mummerei kann uns sehr nützlich sein.“

Auch die drei Skalpirmesser wollten wir mitnehmen. Es waren die einzigen Waffen, über die wir verfügen konnten.

Wir hüllten uns in die Masken der indianischen Zauberer und mögen nun merkwürdig genug ausgesehen haben. Als Proviant nahmen wir Jeder ein Stück Dörrfleisch mit von dem Vorrath, welchen die Medicinmänner zu ihrer Mahlzeit in die Grotte geschleppt hatten. Dann schlichen wir mit äußerster Vorsicht in's Freie.

In der Schlucht war Niemand zu sehen, aber auf der Höhe der Bluffs flammten die Wachtfeuer der Sioux. Nun galt es also, sich durchzuschleichen. Wir krochen wie Schlangen an der Böschung hinauf und dann durch das hohe Gras der Prairie.

Es war eine helle Vollmondnacht, und dieser Umstand machte die Flucht noch schwieriger. Doch schlichen wir wohlbehalten durch die feindlichen Wachen. Als wir die Feuer hinter uns nicht mehr sehen konnten, richteten wir uns auf und liefen eiligst über die Prairie. Unaufhaltsam setzten wir unsere Flucht fort, auch als der Tag bereits angebrochen war. Um Mittag endlich mußten wir nothwendig ruhen, denn die Erschöpfung war zu groß. Nach etlichen Stunden wanderten wir dann weiter.

Am vierten Tage gelangten wir an einen reißenden Fluß voll schäumender Stromschnellen. Es war zu gefährlich, denselben schwimmend passiren zu wollen. Aber wir sahen ein kleines Kanoe am Ufer und sofort bemächtigten wir uns des Fahrzeugs.

Da liefen zwei indianische Knaben — anscheinend ebenfalls vom Stamme der Sioux — aus einem nahen Gebüsche herbei. Der Eine hielt Pfeil und Bogen, der Andere einen Fischspeer in den Händen.

Es war heller Tag und dies der Grund ohne Zweifel, daß sie sich nicht durch unsere Verkleidung täuschen ließen, denn sie schalten uns weiße Räuber und Diebe. Wir nahmen davon keine Notiz und hatten das Kanoe schon auf den Strom hinausgebracht.

Plötzlich schwirrte ein Pfeil durch die Luft und traf unseren guten Dan in die Brust, sein Herz durchbohrend, so daß er sofort zusammensank.

„Lebt wohl, Freunde!“ röchelte er noch. Das war sein letzter Seufzer. So mußte der tapfere Dan, nachdem er den grausamsten Feinden entkommen war, sterben durch die Hand eines Kindes!

In unserer Wuth wollten Tom Twenty und ich zurücksteuern, um die beiden indianischen Jungen zu massakriren. Aber das war nicht mehr möglich. Die Stromschnellen rissen uns in ihren tollen Wirbel und wir wurden pfeilgeschwind flußabwärts getrieben.

Im Strome versenkten wir dann die Leiche unseres armen Freundes, gehüllt in die indianische Mummerei und beschwert mit Steinen. Bald nachher verließen wir den Fluß und wanderten abermals nach Osten über die Prairie. Wir waren nicht mehr im Besitze von Lebensmitteln und hätten verhungern müssen, wenn wir nicht einen verwundeten und sterbenden Büffel gefunden, den viele Aasgeier umkreisten, was uns auf die Spur brachte.

Nun konnten wir uns wieder stärken und gewannen neue Kräfte. Drei Wochen dauerte diese fürchterliche und mühselige Wanderung. Da erreichten wir Fort Snelling. Wir waren gerettet.

Mannigfaltiges.

Seltene Uneigennützigkeit. — Béranger, der gefeierte französische Volksdichter, empfing eines Tages von dem Verleger seiner „Chansons“ dreißigtausend Franken Honorar. Er hatte niemals eine solche Summe beisammen gesehen und beeilte sich, sie einem befreundeten Bankier mit den Worten zu überbringen; „Mein Verleger beglückte mich heute mit dieser Unmasse Geldes; ich weiß nichts damit zu beginnen! hebe Du es mir daher auf.“ Jener entsprach dem Wunsche und zahlte dem Dichter lange Jahre hindurch regelmäßig die Zinsen. Plötzlich erschien er aber wieder bei dem Letzteren, legte die dreißigtausend Franken auf den Tisch und sagte: „Hier, nimm Dein Geld wieder; ich ziehe mich von den

Geschäften zurück und kann es Dir daher nicht länger verzinsen."

„Was liegt mir an den Zinsen?" versetzte Béranger. „Ich verzichte darauf. Bewahre mir das Geld nur weiter."

Der Freund weigerte sich aber auch dessen, und Béranger sah endlich an seiner bedrängten Miene, daß hinter diesem Sträuben irgend ein Geheimniß stecke. „Höre," sagte er in seiner treuherzigen Weise, „Du hast einen besonderen Grund, meine Bitte abzuschlagen."

Der Bankier mußte schließlich auf Béranger's eindringliches Zureden bekennen, daß er infolge großer Verluste vor dem Bankerott stehe. „Meine reichen Gläubiger," setzte er hinzu, „können, ohne daß es ihnen schadet, einen Theil ihres Guthabens verlieren; mit Dir verhält es sich indessen anders; es ist dies Dein ganzes Vermögen, das Du mir anvertrautest, und Du darfst keinen Centime davon einbüßen."

„Mein lieber Freund," meinte der Dichter ruhig, „Du glaubst billig und gerecht zu handeln und merkst nicht, daß Du etwas sehr Tadelnswerthes zu begehen beabsichtigst. Alle Anderen haben ebenso gut wie ich im Vertrauen auf Deine Ehrenhaftigkeit Geschäfte mit Dir gemacht; woher verdiene ich also einen Vorzug? Nimm das Geld ruhig wieder mit; fällst Du, so fällst Du als ehrlicher Mann."

Dem Bankier blieb nichts übrig, als dem Wunsche Béranger's zu willfahren, er sah sich in der That bald darauf genöthigt, den Konkurs anzumelden, und Béranger erhielt von seinem ganzen Vermögen nur 10 Prozent, dreitausend Franken, zurück. — Auch das Alter, welches im Allgemeinen die Liebe zum Besitz vergrößert, vermochte an Béranger's Uneigennützigkeit nichts zu ändern. Als die Bankiers Pereire den „Credit mobilier" gründeten, sandten sie dem greisen Dichter eine große Anzahl Aktien zum Pariwerthe zu. Kaum erfuhr Béranger jedoch, daß die Nachfrage nach dem Papier eine so enorme sei, daß er in wenigen Tagen Hunderttausende verdienen könne, als er sich in größter Hast zu dem Bankhause begab und flehentlich die Papiere zurückzunehmen bat, denn dieselben brächten ihn aus seinem gewohnten Geleise. [L. M.]

Verwahrung. — „Man muß die Studenten in die Gesellschaft der Frauen bringen, damit ihre Sitten abgeschliffen werden," sagte Niebuhr als Student einst zu seinem Lehrer, dem Professor A. G. Kästner, in dessen Familie er eingeführt zu sein wünschte, da er sich in eine der Töchter verliebt hatte. — „Meinetwegen!" antwortete Kästner, der von dieser aussichtslosen Liebelei nichts wissen wollte, „aber meine Töchter gebe ich nicht zu Schleifsteinen her!" [W. L.]

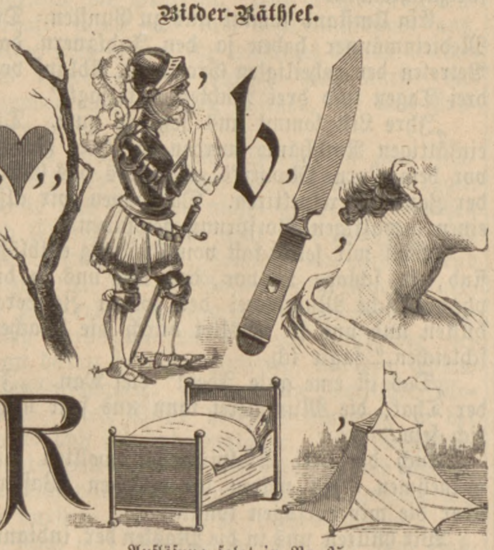
Smyrna.

(Mit Abbildung.)

Die bedeutendste Handelsstadt Kleinasiens ist Smyrna (siehe unsere Abbildung), die Hauptstadt des türkischen Wilajets Aïdin, welche durch ihre äußerst vortheilhafte Lage am Ende einer 75 Kilometer tiefen Bucht wie von der Natur zu einem prächtigen Hafen bestimmt ist. Von dem alten Smyrna, das im Alterthum und Mittelalter eine so denkwürdige Geschichte aufweist, sind fast keine nennenswerthen Reste auf uns gekommen. Die heutige Stadt baut sich fast amphitheatralisch auf, und gewährt, von der See aus gesehen, einen prächtigen Anblick. Der schönere und imposantere Theil der Stadt ist die Unterstadt am Meere mit dem Frankenviertel, wo sich der überseeische und der Großhandel festgesetzt hat und sich — wie aus unserer Abbildung ersichtlich — schöne Monumentalbauten befinden. Das große Gebäude unmittelbar am Ufer, zur Linken auf unserem Bilde, ist die Infanteriekaserne; rechts hinter derselben schließt sich der Konak oder Palast des türkischen Generalgouverneurs an, und rechts im Vordergrunde liegen die Baulichkeiten des großen Zellengefängnisses. Weiter nach rechts hin und etwas ansteigend breitet sich dann das minder großstädtische und moderne Griechen- und Armenierviertel aus; diesem folgt das enge und schlecht gebaute Judenviertel, und über dieser, ganz im Süden, die ausschließlich von Türken bewohnte Oberstadt. Von den 150,000 bis 160,000 Einwohnern bilden die Mohammedaner nur etwas über den vierten und zwar den ärmsten Theil, während der Rest außer etwa 15,000 Juden und 4000 Franken (europäischen Christen aller Nationen) fast nur aus Griechen und Armeniern besteht, in deren Händen der Wohlstand und der Handel der Stadt ist.

Ansicht von Smyrna.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 33:
Kindeshand ist leicht gefüllet.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 ein seltenes Alpenwild. 2. 7. 5. 5. 3 ein früheres Hohlmaß für Flüssigkeiten. 3. 4. 1. 3. 5 ein Metall. 4. 6. 4. 1 ein Vogel. 5. 7. 2. 3 ein Schriftzeichen in der Musik. 6. 4. 3. 5. 3 ein nützliches Insekt. 7. 1. 2. 3. 5 eine Himmelsgegend. 8. 3. 2. 2. 3 eine französische Hafenstadt am Mittelmeere. 9. 5. 4. 3 ein Gelenk. Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Buchstaben-Räthsel.

Mit L wird es voll Kraft
Im fernen Land geschwungen.
Mit T hat's meisterhaft
Am Strand des Po gesungen.
[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösungen von Nr. 33:
des Logogriphs: Dachs, Dach, Ach; der Charade: Steinmetz.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.